

Verunglückte Heirathsvermittlung.

Humoreske von Lisbeth Caro.

„Alter Junge, wie kommst Du denn hierher?“
Der Angeredete, ein Mann von aufergewöhnlich schönem Wuchs, drehte sich schnell um.

„Wie merkwürdig! Gerade bin ich auf dem Wege zu Dir, um Dir unsere Heirathsvermittlung zu melden!“

„Wie! Du hast Dein geliebtes Wien mit dem vielgeschmähten Speereathen veräußert? Das grenzt an's Unglaubliche!“

„Nun, Du weißt ja: Wo mir's wohl geht, da ist mein Vaterland. Die Sache, die so lange in den Schilde war, ist nun entschieden, und ich habe das Geschäft meines Schwagers übernommen. Vor acht Tagen etwa sind wir angekommen und Gott sei Dank mit der Einrichtung eben fertig. Du solltest der erste Gast im neuen Heim sein; deshalb wollte ich zu Dir, und nun mußt Du sich mit mir kommen.“

„Mit dem allergroßten Vergnügen! — Weißt Du übrigens, daß ich Dich neulich in Wien gesehen habe?“

„Du warst in Wien, ohne uns zu besuchen?“

„Nur nicht aufgeregt! Auf der Durchreise bloß. Ich ging von einem Bahnhof zum anderen, da rollte ein Holz in einem Wagen an mir vorüber!“

„Ach! in einem Wagen! Das ist rein unmöglich.“

„Trotzdem warst Du es, und ein Gesicht hast Du gemacht! Als ob Du das große Loos gewonnen hättest!“

„So! Wann sollte denn das gewesen sein?“

„Vor sechs Wochen etwa. Anfang Mai!“

„Ja wohl, Du hast Recht. Na, das war aber auch eine besondere Angelegenheit! Ich werde Dir die Geschichte gleich aufzählen, denn man kann eine weise Lehre daraus ziehen. Erinnerst Du Dich noch an Robert Geisler? Ach freilich! Du hast ihn bei uns vor zwei Jahren kennen gelernt. Er hat mit so gut wie nichts angefangen, heut ist er Fabrikbesitzer und hat eine ausgezeichnete Stellung! Wie musikalisch er ist, weißt Du selber! Uebrigens für wie alt hältst Du ihn?“

„Ende dreißig, Anfang vierzig!“

„Nein, er ist jetzt erst sechsbunddreißig! Das ist das Alter, wo man noch jung genug ist, um jedes hübsche Mädchen hübsch zu finden, wo man aber nicht mehr jung genug ist, um sich hineinsetzen zu lassen, um ohne langes Grübeln zuzugreifen. Robert ist nebenbei geradezu hervorragend ungeschickt, handelt es sich darum, Damenbekanntschaften zu machen. Dabei schwärmt er für Familienleben. Er war glücklich, wenn er bei uns sein konnte, und jedesmal hielt er mir einen Vortrag, daß ich ein beneidenswerther Mensch sei. Ich hätte ein heiliges Heim, eine liebenswürdige Frau, ein reizendes Kind.“

„Ich unterbrach ihn gewöhnlich in seinem Erguß, indem ich ihm klar machte, daß er mit ein wenig gutem Willen auch so beneidenswerth glücklich werden könnte. Antwort war immer eine geschmeidige, aber ungläubige Lächeln. Manchmal kam er zu mir, — ganz aufgeregt. Er hatte dann hier oder da eine junge Dame gesehen oder auch kennen gelernt, ein vollkommenes Wesen. „Du mußt mir helfen!“ schloß er dann immer, „ich bitte Dich, denn ich bin zu ungeschickt dazu!“

„Ging ich dann näher auf die Sache ein, so wußte er manchmal gar nicht den Namen der Angebeteten, oder wenn die Sache ein wenig greifbarer zu werden anfang, nahm er meine Hand, sah mich etwas unsicher an und sagte: „Ich will doch noch warten!“

„Etwas zwei Monate vor unserem Umzug erschien er auch eines Tages. Er mußte geschäftlich nach Pest; es käme ihm selbst ganz unerwartet und wäre ihm um so unangenehmer, als er den Vorfall gar nicht hätte, unser Hiersein durch häufige Besuche noch recht auszuwüthen. Er war wirklich ganz unglücklich.“

„Sie müssen heirathen!“ sagte meine Frau lachend, „es ist die höchste Zeit, und da wir fortgehen, ist noch ein Grund mehr da.“ Er seufzte schwer. Eine Woche später rief es an unserer Klingel. „Das ist Geisler!“ sagte ich, denn ich erkannte seine ungeheime Art. Gleich darauf trat er ein. „Er wäre eben angekommen und müßte mich sprechen — aber allein.“

„Ich ließ ihn in mein Zimmer eintreten. Wir setzten uns. „Du, es wird ernst“, sagte er und rüdtte dicht an mich heran. Er war sehr aufgeregt und schien sich sehr wichtig vorzunehmen. „Von Pest bis Wien bin ich mit ihm im Durchgangs-Coupe zusammen gefahren. Ich sah ihn gegenüber. Blendend schön und so sehr angezogen. Du würdest auch erwidern sein. Lache nicht! Ich schwebte Dir, daß es einmal ernst ist! Ich würde Dir, daß es einmal ernst ist! Ich würde Dir, daß es einmal ernst ist!“

„Ich habe mich den Damen vorgestellt, sie fuhr mit ihrer Mutter und ich habe mich mit ihr unterhalten! Sehr musikalisch ist sie. Du solltest sie über Musik reden hören. So seines Verstandes! Also kurz und gut, wenn sie will — ich will sie! Aber Du mußt mir helfen, ich bitte Dich; denn Du weißt ja, ich bin zu ungeschickt!“ Da war also wieder der Refrain. Er hatte aber mit so ungenügendem Feuer gesprochen, und der Blick, der den besonnenen Schluß begleitete, war so bestend, daß ich mich nochmals verleitete

„Wie heißt sie?“ begann ich das Verhör. „Erna“, sagte er schmachvoll. „Unfinn, wie die Mutter heißt, will ich wissen.“

Er hatte den Namen und die Wohnung in sein Notizbuch geschrieben und reichte es mir.

Er ging, nachdem er mein festes Versprechen hatte. Den nächsten Tag kam er in aller Morgenfrühe, um mich zur Eile anzutreiben. Mit Mühe brachte ich ihn zu der Einsicht, man müsse die richtige Besuchsstunde abwarten. Dann begleitete er mich zum Wagen. Sonst fuhr ich nur, wenn mich beim Begrüßung Einer zum Einsteigen nöthigt. „Speisen müssen vergütet werden!“ rief ich ihm zu, und dann segelte ich ab. Damals also hast Du mich gesehen. Der Wagen hielt vor einem schönen Hause, und nach wenigen Sekunden zog ich die Klingel. Etwas aufgeregt war ich, das kann ich nicht leugnen. Alles blieb stumm. Ich zog ein zweites, ein drittes Mal. Nichts regte sich. Verzweifelt rief ich ein viertes Mal, es schallte durch's ganze Haus. Da erschien auf der Treppe vom Garten her ein junges Mädchen.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie warten ließ, ich war in der Waschküche, um das Frühstück zu bringen, und da habe ich das Klingeln erst jetzt gehört.“

Der Junge hatte wahrhaftig keinen schlechten Geschmack. „Kann ich Frau Mama für einen Augenblick sprechen?“ — „Bedauere, Mama ist nicht zu Hause!“ — „Könnte ich mit Ihnen vielleicht da einmal reden, gnädiges Fräulein?“ Ich versicherte ihr, daß ich kein Hochstapler sei und im Besitze aller bürgerlichen Ehrenrechte, und schließlich ließ sie mich lachend ein. In dem behaglichen, geschmackvollen Zimmer nöthigte sie mich zum Sitzen. „Ich komme in einer sehr samen Mission“, begann ich. „Mein Freund, der gestern das Vergnügen hatte, mit Ihnen zusammen zu reisen, läßt Sie durch mich fragen, ob Sie ihn heirathen möchten. Er selbst ist zu schüchtern, um Ihnen persönlich zu sagen, welchen Eindruck Sie auf ihn gemacht haben!“

„Ich warte auf eine Antwort.“ Es war heraus, und ich selbst war ganz erstaunt, wie schnell und glatt es abgegangen war. Mein Gegenüber war in der denkbaren größten Verlegenheit, roth bis in den Nacken hinunter, stotterte sie. „Ach — kann doch nicht — so auf einmal — es kam so unerwartet; — ich kann doch jetzt nicht antworten — Mama ist nicht einmal da.“ Ich glaube, daß ich das Weinen nahe war. — Ich ließ ihr meine Adresse zurück, bat sie, ihre Mutter Alles mitzutheilen, und verabschiedete mich schnell.

„Zu Hause erwartete mich in feierlicher Erregung Freund Robert, und umständlich mußte ich berichten. Drei Tage vergingen, in denen wir nichts von den Damen hörten und Geisler mich mit Fragen und Vermuthungen marterte. Am vierten Tage kam ein Billet von ihrer Mutter. „Sehr geehrter Herr! Meine Tochter hat mir Ihren Besuch und den Zweck desselben berichtet. Die drei Tage habe ich benutzt, um über Ihren Freund Erundigungen einzuziehen, die zu vollster Zufriedenheit ausgefallen sind. Zu näherer Besprechung könnten wir uns vielleicht heute um 4½ Uhr am Dampferhalteplatz treffen.“

Sollte er Ihnen heute nicht möglich sein, so erlaube ich Sie, mich zu benachrichtigen.

Mit bester Empfehlung,
Ihre Ergebenste,
Ihre Ergebenste,
Ich fand mich pünktlich ein und lernte eine feingebildete, liebenswürdige Frau kennen. Sie hatte schon einen ganzen Feldzugsplan entworfen. Am nächsten Tag wollten sie nach Karlsbad. Das wäre der passende Ort zu einer unauffälligen Annäherung. Sie würde in dem und dem Hotel wohnen, das Andere sollte ich nur mit „meinem Geschick“ arrangieren.

„Alles im besten Gange“, empfing ich Robert, als er heraufstürmte, und dann fing eine förmliche Instruktion an. „Morgen fährt Du in aller Nacht. Abends kommst Du in Karlsbad an und miethst Dir ein Zimmer. Dann gleich in eine Blumenhandlung. In aller Morgenfrühe schickst Du Deiner Erna einen schönen Strauß zu. Das ist schon eine gute Einleitung. Ein paar Stunden später machst Du den Damen Deine Aufwartung. Das Uebrige findet sich schon.“ Er hörte aufmerksam, ordentlich anständig zu, und zum Schluß bedankte er sich immer und immer wieder. „Ich schreibe natürlich gleich, oder ich beschreibe“ tief er uns zu, als er, von unfern besten Wünschen begleitet, abdampfte. Die nächsten Tage warteten wie in größter Spannung auf Nachricht. Kein Lebenszeichen! Ich fing an zu schimpfen und meine Frau zu entschuldigen. Am Abend des dritten Tages, abermals gegen zehn Uhr, klingelt es.

Gleich darauf flüzt Geisler in's Zimmer und fällt mir um den Hals. „Eine Fügung Gottes!“ ruft er, „eine Fügung Gottes!“ und es schimmerte feucht in seinen zwinkernden Augen. „Warum hast Du denn nichts von Dir hören lassen? So hältst Du Dein Versprechen!“ fuhr er mich an. „Ich konnte ja nicht, ich konnte nicht.“ — „wirklich eine Fügung Gottes!“ unterbricht er sich selbst. — Er erzählt nun umständlich von seiner Reise, seiner Ankunft von seinem schönen Zimmer. Einen prachtvollen Strauß hat er geschickt. Ueberlesen und flie-

ber, mundervoll geworden. Am nächsten Morgen wollte er den Damen seine Aufwartung machen. Es war noch etwas zu zeitig. „So ging ich denn mit dem Menschenstrom mit an den Strudel. Alle beinahe tranken, und ich dachte mir, daß ich auch einmal versuchen könnte, da ich gerade da war. Es schmeckte gar nicht so übel, und ich trank noch ein zweites Glas. Wirklich eine Fügung Gottes!“

Ich unterdrückte jede Randbemerkung, um nicht noch länger auf den Ausgang warten zu müssen, und er fuhr fort: „Der Strudel bekam mir leider nur zu gut, und ich mußte drei Tage zu Bett liegen. Daher habe ich auch nicht geschrieben, und dann bin ich gleich abgereist.“ „Abgereist?“ — „Erna?“ — „Die habe ich gar nicht gesehen!“ — „So! Und nun erkläre mir doch gefälligst die wunderbare Fügung, von der Du fortwährend sprichst.“ „Ich dachte, das wäre einleuchtend!“ sagte er verlegt. „Daß ich den Strudel getrunken habe, — daß ich trank wurde, — daß ich sie nicht gesehen habe, — daß ich sie nicht zu betrauben brauche, — das ist vielleicht keine Fügung?“

Die beiden Freunde bogen um die Ecke.

Ein anmuthiger Frauenkopf beugte sich aus einem Fenster und nickte ihnen zu.

„Da wären wir angelangt“, sagte der Blonde, „meine Frau bewillkommt Dich schon hier!“

Sie grüßten und stiegen die Treppe hinauf.

„Was sagst Du aber dazu?“ fragte der Große.

„Daß Du Dir ein Hochzeitsgeschenk erspart hast!“ erwidert lachend der Andere.

Wie der Boer lebt.

(Von einem alten Transvaaler.)

In Anbetracht der seit einigen Wochen durch England eingeleiteten Sperrung der südafrikanischen Häfen gegen Zufuhr nach den beiden kriegführenden Boeren-Republicen dürfte die Frage der Ernährung dieser Völkerschaften von Interesse sein.

Das ganze Gebiet des Oranje-Flusses sowohl als der Transvaal-Republic ist steriles, felsiges Hochland, bis zu 2000 Metern Höhe, und ebenso arm an Wald, wie an Wasser. Große Flüsse, wie Deutschland sie hat, hat es gar nicht, selbst seine Grenzflüsse, der Oranje, der Limpopo und der Baasfluss, welcher die Grenze zwischen den beiden Republicen bildet, halten keinen Vergleich mit Rhein und Donau, Elbe, Oder und Weichsel aus, wenn auch ihre Länge ganz respektabel erscheint. Schiffsbar sind sie auf jeden Fall nicht, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sie jemals schiffbar gemacht werden können. Dazu ist ihr Gefälle nach dem Meere zu steil. Für das Transvaal allein kommt dann noch der Okefenfluß oder Olfants river in Frage, welcher in die Delagoa Bay (sprich: Delagoa-bay) mündet, aber auch dieser ist kaum dem Main an Größe zu vergleichen; befahren werden kann er seiner vielen Fälle wegen nie. Alle übrigen Wasserläufe des südafrikanischen Hochlandes und namentlich der beiden Republicen sind nur Bäche, die zur Regenzeit allerdings recht viel Wasser, zuweilen sogar haben, zur regenlosen Zeit dagegen nicht selten trocken sind.

Da ist es zu verstehen, daß dem Lande fruchtbarer Flußniederungen vollständig abgehen. Feldbauwürdiger Boden ist nur wenig vorhanden und dieses wenige erfordert obenein noch großen Fleiß des Farmers, wenn es nennenswerthen Ertrag bringen soll.

Das ist der heutige Zustand des Landes in agrarwirtschaftlicher Hinsicht und es können noch viele Jahrzehnte vergehen, ehe man durch rationelle Flußbauarbeiten den allzuschönen Wasserabfluß hindert, und ebenso durch Waldbau die Regenverhältnisse des Landes gut beeinflusst, beziehungsweise durch solche Reclamationen dem Lande mehr fruchtbareren Boden abgewinn.

Vor der Hand hat sich der Boer der südafrikanischen Republicen hauptsächlich mit Viehzucht zu beschäftigen. Sein Hauptprodukt ist Rindvieh. Daneben hat er allerdings auch Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde, Esel und Maultiere. Für Strauße ist es in den Republicen, mit Ausnahme weniger Plätze, zu kalt. Und hierzu bieten ihm die weiten Flächen un bebauten Landes, welche er sein eigen nennt, hinreichende Grundlage. Ein normaler Boerenplatz mißt durchschnittlich je nach den örtlichen Verhältnissen, zwischen 10,000 bis 15,000 Ader. Die Grenzen der Farm liegen fast stets auf dem Rücken der felsigen Höhenzüge, welche das ganze Gebiet durchziehen, und schließen in der Regel eine Halbmonde ein. Daher die Vertheidigung in der Ausbehnung. Von diesen 10,000 bis 15,000 Ader hat der Boer selten mehr als 300 bis 400 Ader unter dem Pfluge. Es ist eben kaum mehr Land selbst-aufzählig. Vielleicht haben sich seine Rassen noch ein hundert Ader „urbar“ gemacht. Das ist aber Alles. Jeder Boer darf nämlich fünf bis sechs Rassenfamilien auf seinem Platze halten, welche ihm dann quasi fruchtbar sind. Alles übrige Land ist Weide. Auch die Berge. Da kann er schon eine Menge Weidevieh halten. Inzwischen die Weide ist durchaus nicht üppig. Dazu ist der Boden zu steinig, zu steril. Das Gras

wächst meistens nur hüpfelweis. Eine teppichartige Bodenbede, wie unsere Gräser, bildet es nie. Dagegen schießt es zur Regenzeit hoch auf. Und nun wird das Vieh, das den ganzen langen Tag über nichts weiter zu thun hat, als zu fressen und zu ruhen, speckfett. Das dauert aber nur so lange, als die Regenzeit währt, vom Oktober bis April, den südafrikanischen Winter, der vom Mai bis September dauert, sterben die Gräser ab. Die Weiden trocknen aus. Die armen Thiere finden nur dürres Grasstroh, ohne jeglichen Nährwerth und magern zu Skeletten ab. Winterfutter für sein Vieh kann der Boer nicht einbringen. Dazu erntet er auf der geringen selbstbauwürdigen Bodenfläche zu wenig, und von dem sommerlichen Grasüberfluß für den Winterbedarf zu schneiden, fehlen ihm die Arbeitskräfte. Selbst mit Maschinen würde er dies in den meisten Fällen nicht können, da die Bodenformation zu ungünstig dazu ist.

Da ist es kein Wunder, daß der Boer der Republicen, trotz großen Viehstandes, nicht in der Lage ist, Milch, Butter oder Käse zu verkaufen. Wenn die im Winter halbverhungerten und obenein trübseligen Kühe im Sommer kalben, dann haben sie eben selten mehr Milch übrig, als zur Aufzucht des jungen Thieres unbedingt notwendig ist. Nur wenn die Regenzeit sehr lange gedauert hat, der Winter also sehr kurz gewesen ist, wird die Wäuerin diese oder jene besonders gute Kuh melken können. Alle auch dann nicht. Und dann wird sie immer noch nicht mehr Milch haben, als für den eigenen häuslichen Bedarf von Kühen ist. In der That habe ich auf den Tischen wohlhabender Boeren tendensfreie Alpenmilch in Blechbüchsen, Harms Butter aus der Schweiz, ebenfalls in Blechbüchsen, und Limburger Käse in derselben Verpackung vorgefunden. Wohlverstandene bei den Boeren der beiden Republicen. In dem viel tiefer gelegenen und daher weit fruchtbareren Küstengebiet Natal's und der Kapkolonie schaut es besser aus.

Von Natal wird sogar Butter in Menge nach dem Transvaal eingeführt. Aus seiner Viehzucht hat der Boer der Republicen also in der Hauptsache nur Wolle, Fleisch und Häute. Und diese Produkte allerdings, von denen freilich für die Ernährung des Fleisches allein in Frage kommt, in solcher Menge, daß er massenhaft davon abgeben kann, wenn nicht Pest und Seuchen vernichtend ein treten.

Nun sein Feldbau! Hauptprodukt des Ackerbaues ist der Mais. Daneben allerdings auch anderes Getreide, Gerste, Hafer, Weizen etc. Ferner Karloffeln, Koffi, Rüben; und es ist durchaus nicht zu leugnen, daß er bei genügendem Fleiß ganz exzellente Ernten macht, wenn nicht Dürre seine Hoffnungen zu Schanden machen. In günstigen Fällen kann er sogar zweimal im Jahre reichlich ernten. Haben ihm die Wasserverhältnisse seines Platzes außerdem erlaubt, einen Obst- und Gemüsegarten anzulegen, namentlich Orangen zu pflanzen, welche sehr viel Wasser nöthig haben, und Wein zu kultivieren, dann hat er für sich und die Seinen nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch Genussmittel im Ueberfluß und kann davon verkaufen. Ich kenne deutsche Farmer im Transvaal, welche in einem Jahre allein für 300 Vtr., gleich 1500 Dollars, Apfelsinen verkauft haben.

Aber diesen Ueberfluß hat der Boer der Republicen nicht immer. Die Factoren, welche seine Ernten und seine Heerden nur zu oft vernichten, habe ich in vorstehenden Zeilen schon genannt. Treten solche Fälle ein, dann hat der Farmer wohl für sich und seine Familie ausreichend zu leben; aber er kann nichts davon abgeben, nichts zum Markt nach den Städten bringen.

Dieser Umstand bewirkt, daß erstens die landwirtschaftlichen Produkte des südafrikanischen Farmers in den Städten der Republicen für europäische und namentlich für deutsche Anschauungen erorbitant theuer bezahlt werden, und daß zweitens ein sehr großer Prozentsatz der Nahrungsmittel für die Städte aus dem europäischen Continente, aus Amerika und aus den englischen Colonien Südafrikas nach den Republicen eingeführt wird.

Was den ersten Fall anlangt, so kostet Fleisch allerdings in Pretoria und Johannesburg oder Bloemfontein nicht mehr wie in Deutschland. Aber der Centner Karloffeln kostet durchschnittlich 5 Dollars, wohlverstandene: ein Centner Karloffeln kostet in den Städten der südafrikanischen Republicen durchschnittlich 5 Dollars. Ein Duzend Hühner oder kostet durchschnittlich 75 Cents. Ein Kilo Schwarzbrot kostet 25 Cents, ein Pfund Butter 75 Cents, während man ein Duzend Apfelsinen mit 25 Cents bezahlt. Ein Maß Hafer als Pferdebutter, just soviel, als eine kräftige Mäherhand zusammen fassen kann, kostet man für ca. 5 Cents, ähnlich sind alle anderen Preise, selbst für Gurken, Tomaten etc. Dabei kommt es aber vor, daß in Privatgärten zu derselben Zeit gerade die letztgenannten Früchte veräußert, weil man sie — im Ueberfluß hat. Was die Einfuhr anlangt, so erstreckt sich dieselbe auf alles Mögliche. In Massen importirt werden Fleisch und Fischkonserven aller Art, Gemüse, Obst, Mehl, Butter, Milch, Käse, Hülsenfrüchte, kurz, was man sich an verstandenen Nahrungsmitteln nur denken kann. Gefrorenes Fleisch sogar aus Australien.

Und es ist klar, daß dieser Import

von Nahrungsmitteln mit der Einwanderung von Europäern wachsen muß, denn die Produktionsfähigkeit des Landes, die schon bei den jetzigen enormen Preisen der Nahrungsmittel dem Bedarf nicht genügt, wird schließlich in erheblichem Maße zu steigern sein, bevor die Eingänge erdörrten Wald- und Wasserverhältnisse des Landes gebessert sind.

Alles in Allem: Der Boer und seine Familie haben immer zu leben. Und wenn er weiter nichts hat, als einen gerösteten oder gekochten Maistofel, einen harten Maismehlkuchen und ein Stück Büttel, das ist in Streifen geschnittenes und an der Luft getrocknetes Ochsenfleisch, so genügt dies seinen einfachen Ansprüchen und Bedürfnissen vollkommen. Ihn also trifft England mit seiner Hafensperre ganz und gar nicht. — (Was etwaige Zufuhr von Waffen, Munition, Medicamenten, Verbandstoffen und Pflegepersonal anlangt, interessiert bei der Nahrungsmittelfrage nicht.) Dagegen dürften die in den Republicen lebenden Ausländer, soweit sie nicht selbst Farmer sind, also alle Beamten, Handwerker, Kaufleute und nicht zum mindesten die kriegsgefangenen Engländer selbst, denen Boerenbüttel und harter Maismehlkuchen noch unüberdäulicher sein mögen als Boerenkugeln, sehr darunter zu leiden haben.

Für die Regierungen des europäischen Festlandes sowohl, als für die der Vereinigten Staaten Nordamerikas dürfte die Frage bald gewichtig werden, ob sie eine beratige Tyrannisierung ihrer Angehörigen in den Republicen durch England dulden wollen?

Karl Robe.

Endlich am Ziel.

Genrebild von Alexander Engel.

Vor einigen Tagen hat er in einfachen, warmen Worten um ihre Hand angehalten.

Die glückliche Braut sitzt in ihrem hellen Zimmerchen und sticht Monogramme. Und es wirbelt durch ihr blondes Köpfchen: Endlich hat er angehalten! Na, gedauert hat es lange genug. Ein schwerer Kampf! Ich habe schon wirklich gedacht, ich bleibe sitzen. Na ja, achtundzwanzig Jahre sind schließlich keine Kleinigkeit. Aber er weiß es nicht, vorläufig verheimlichen wir es vor ihm. Und wenn er später daraufkommt — ach, die Liebe ist ja blind. Wer weiß aber, wie es mit der Mitgift sein wird; vorläufig hat man ihm alles Mögliche versprochen. So im Allgemeinen, durch die Blume, man wolle seinen Idealismus nicht verleugnen.

Gott helfe weiter! Der Onkel Adolf wird das schon ordnen mit seinem göttlichen Humor, bei der Bertha ist es ja auch gut ausgefallen. Mit einem Witz glitt man über die heisse Sache hinweg. Wenn man seine Liebe bereits offiziell erklärt hat vor der zufällig voll verammelten Familie, kann man dann plausibel aus so durchsichtigen Gründen kaum zurücktreten.

Der liebe Gott, wir haben aber auch mit allen Mitteln gearbeitet! Jetzt kann ich es mir eingestehen, so unter uns, in meinen vier Wänden, wie viel Sorge, wie viel Sehnstucht, wie viel Erniedrigung ist diesem Resultat vorausgegangen! Soundsoviel Wälle und Vereinsabende, die mit schweren Vorträgen und großen Auslagen verbunden waren; zu einem wirklichen Genusse ist es nie gekommen vor lauter Lächeln und Schiefeln, vor lauter vorstichigen Kottentrennen nach rechts und links. Man nennt das: die Jagd nach dem Mann!

„Aber, Elsa, halte Dich gerade, sonst nimmst Du Niemand und zeig' mehr Dein Profil!“

„Aber, Elsa, nimm' Dich zusammen — so gib doch acht — auf den Doktor angeln auch die Rosenheim'schen. Und die beschreiben mehr als wir. Das ist eine bekannte Anglerfamilie!“

So ging es in einem fort. Mama übertrifft die Sache. Und die zarten Rippenstöße, wenn ein Herr mit ausgeprägter Heirathesphynonomie sich auch nur in der Entfernung zeigte, das ewige Hin- und Herziehen an meiner Toilette und ewig dieselben Worte an alle Herren: „Nicht wahr, heute hat die Elsa ihren schlechten Tag?“ Und nach dem Abgang die nicht mißzuverstehenden Seufzer: „Du warst nicht freundlich genug. Schau' Dir die Olga an, die weiß die Männer zu fesseln. Es geht nicht anders; so leicht wie ich den Papa bekommen hab', ist das heute nicht mehr.“ Jahre hindurch war das der ewige Refrain. Man schämt sich, aber man jagt weiter.

Ich glaube, ich werde meinen Bräutigam sehr bald — sehr, sehr lieb gewinnen. Länger hätte ich es zu Hause obenein nicht ausgehalten, es war die höchste Zeit, daß Einer mich ernst genommen hat. Und ich glaube, ich gefalle ihm auch „en face“ und im Profil. Er schaut mich stets verflohen an, ich bemerke es aber immer; wenn ich aus dem Zimmer gehe, fühle ich, wie sein Blick auf mir haftet. Bei jeder Gelegenheit greift er nach meinem Fächer. Das scheint in der Liebe immer so zu sein, daß der Wahrscheinlich auch schon Adam bei der Eva gehan! Er trennt sich nur schwer von mir und verzagt nie, beim Abschied mit Sentimentalität zu verfahren. „Morgen im Geschäft werde ich viel Fieber machen!“ Das ist doch schon eine bessere Liebeserklärung, Notabene für einen Kaufmann. Von dem kann man doch keine Perimeter verlangen! Ich bin überzeugt, er wird keine Ungelegenheiten machen, wenn es mit

der Mitgift nicht ganz stimmt; er ist nicht so wie der Bräutigam der Bertha war, der im letzten Moment noch mit aller Gemalt einen eingeleigten Spielstich haben wollte.

Der Herr Bräutigam ist heute etwas früher als sonst in seine Junggesellenbude „getrocknet“. Elegantes Zimmer mit Gassenausicht. Das Wirthshaus erschien ihm langweiliger als sonst, er wollte allein sein in seinen Luftschloßern und sich einen Tee brauen und träumen. Er wollte nichts als träumen, er begriff das selbst nicht. Ja, zu Hause wollte er an sie denken, dort im Wirthshaus hätte er sie profanirt mit seinen hin- und herziehenden Gedanken. Er lehnte sich behaglich zurück, es ist so nett in dem warmen, von einer Lampe mild erhellten Zimmer, und er träumt: „Gut, ich werde die Kleine heirathen. Man braucht so etwas Liebes für's Leben. Es ist die höchste Zeit, daß man dem langweiligen Junggesellenleben endgiltig Adieu sagt. Also flott eingelegt in den ruhigen Hafen der Ehe! Sie verleben ja nur diese Institution, um einen immer wirklichen Witz zu machen. Das Mädchen ist nicht mehr „ganz“ jung, aber ich ist sie, gerade so wollte ich es. Vierundzwanzig Jahre haben die Eltern gesagt. Wenn Eltern vierundzwanzig sagen, kann man bequem sechs Jahre dazuschlagen, zwei davon schwindelt der Vater und vier die Mutter! Gewiß, das Mädchen ist in Ehren bereit geworden. Aber das macht nichts, sie hat etwas so Rührendes, Anhängliches; das sind die Mädchen, die lange Jahre auf den passenden Mann warten. Uebrigens, eine schöne Mitgift hat sie auch. Ohne Geld hätte ich sie nicht so leicht bekommen. Es geht heutzutage nicht. Einen Referefond's braucht man für alle Fälle, und schließlich eine Stellung hat man auch, die einen berechtigt, Ansprüche zu machen.“ Und er goß viel Rum in die neugefüllte Theeschale.

„Die Geschichte wird sich sehr hübsch machen, wenn der Alte mich nicht mit dem Gelde aufsticht läßt. Ich weiß nicht, ich muß immer an das Geld denken. Ich hätte so gerne noch einmal mit ihm gesprochen, trotzdem die Sache sehr delikat ist. Ich habe mir gestern eigens im Vorzimmer etwas zu thun gemacht, aber der Alte ging sofort in's Zimmer, rief seine Frau mit und ließ mich allein mit seiner Tochter, als ob er mir einen Herzwunsch erfüllen wollte. Die braven Eltern!“

Der Hochzeitstag rüdt allmählich heran. Der Bräutigam saß allein in seinem Monatsbett, von dem er bald Abschied nehmen sollte für ewig. Aufgegeben waren die Verlobten. Nun sollte es Ernst werden.

Da klopfte es an der Thür. „Her-ein!“ Es ist der neue Onkel. „Ich will mit Ihnen ein wenig plaudern. Sie wohnen aber schön, das heißt jetzt werden Sie erst schön wohnen, Ihr ganzes bisheriges Leben war ein Jammer, jetzt erst kommt das Rechte.“

Er lud ihn ein, Platz zu nehmen. „Sie haben keine Ahnung, wie herrlich die Ehe ist, ich bin jetzt vierzig Jahre verheirathet, die Zeit ist sehr rasch vergangen — zu zwanzig nahm ich schon mein Weib und mir ist die Ehe noch immer nicht fad!“ Und er sang Hymnen über Hymnen. Natürlich ganz ohne Absicht! Er wollte nur den Bräutigam auflärken — daß man ihm so viel Geld nicht geben könne, wie man versprochen. Die alte Geschichte! Er habe es als seine Pflicht erachtet, ihm dies „noch rechtzeitig“ mitzutheilen. „Ich hoffe“, meinte der Onkel, „daß dies für Sie ein Grund zum Rückzug sein wird. Sie sind ja ein anständiger Mensch und besonders jetzt, wo die Einladungen schon abgeschrieben worden sind.“

Und der aufrichtige Herr Onkel sagte ihm ein freundliches Adieu.

Etwas verstimmt begab sich der Bräutigam zu den Eltern der Braut. Es war ihm recht peinlich, aber er wollte sich zurückziehen. Er traute sich nicht in eine Ehe, die nicht „gesichert“ war.

„Es geht nicht, es geht nicht“, murmelte er beständig vor sich hin.

Im Vorzimmer stand seine Braut; sie reichte ihm mit trauriger Miene die Hände. Er fragte sie theilnahmsvoll nach ihrem Nummer.

„Ach, ich muß Dir ein Gesändniß machen ... Du, Otto, ich kann nicht mit einer Lüge in die Ehe treten, nein, ich kann nicht ... Das drückt schon lange mein Herz ... Du, Otto, Papa kann ... mir ... nicht ... so viel ...“ Die Worte stockten. Er senkte den Blick.

„Wenn Du mich nicht wirklich liebst, so laß' mich ruhig sitzen, nein — dann nimm mich nicht, wenn Du mich nicht liebst.“

Er ließ sie nicht weiter mit den Worten kämpfen, er verschloß ihren Mund mit seinen Küffen. Sie erwidern ihm so rührend in ihrer hilflosen Aufrichtigkeit. Und er schloß sie in seine Arme und förmlich überbumpelt von seinem eigenen Herzen sprach er: „Ich würde Dich in mein Netz tragen, auch wenn Du nicht einen Kreuzer hättest!“

„So arg ist es ja doch nicht!“ flüsterle sie erdöhen und er schloß sie fester in seine Arme.

— Das größte Krankenhauß der Welt ist das Kinderkrankenhaus in Moskau, das im Jahre 1763 gebaut wurde und nicht weniger als 7000 Betten besitzt. In jedem Tage werden ungefähr 40 Kinder aufgenommen; im Laufe eines Jahres gewährt das Krankenhaus gegen 15,000 Unterfunk, 98 Kurgel und 900 Wärterinnen sind in diesem Riesenkrankehaus thätig.